

Der Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller

© 2016 by Suzanne Latour. Alle Rechte vorbehalten

Ich habe in diesen Tagen Goethes und Schillers Briefe gelesen, die sie einander wechselseitig schrieben: wenn es noch eines Beweises bedurft hätte, daß Schiller ein außergewöhnlicher Mensch war, gleichsam der Edelmann der deutschen Literatur, und daß er, nach Goethe, selbst wenn er sich die Nägel schnitt, ‚edler war als jene Leute‘ (womit wahrscheinlich die Schlegel gemeint sind, zu denen beider Verhältnis zwiespältig gewesen zu sein schien), so fände man ihn in diesen Briefen, sowohl in ihrer Gesamtheit als im einzelnen betrachtet. Noch im geringsten leuchtet Schillers Wesen heraus, ein geistiger Anstand und eine Reinheit des Denkens, die weniger von Natur gefärbt war und der jedenfalls etwas Abstrakteres anhaftet als der Ausdrucksweise Goethes, und die darum doch nicht weniger beeindruckend ist. Schiller scheint das Streben eines leidenschaftlichen Menschen zu versinnbildlichen, das sich immer mehr durchgeistigt und immer höhere Stufen empor klimmt: dadurch ist er dem Menschen, als einem beschränkten und endlichen Wesen näher als Goethe, dessen so vieles umfassende Natur etwas Göttliches ausstrahlt: ein gewaltiges, schauendes Auge, das durch nichts geblendet wird und sich alles anzuverwandeln weiß. Wenn das Edle die Kehrseite dessen ist, was einst unrein war, so ist ihm gerade dadurch eine große Verführungskraft eigen. Nur ein sehr nobler Geist kann einen so noblen Stil, eine so klare, präzise, ausgewogene Sprache schreiben, aus der sich jeglicher Gegenstand in den deutlichsten Umrissen erhebt. Wenn die Sprache der Mann selber ist, dann haben wir ihn also auf diese Weise vor uns, und es mindert an dieser Erkenntnis nichts, daß zwei der größten Geister ihrer Zeit hier miteinander korrespondieren, ein sich Zusammenfassen und Disziplinieren schon aus Gründen der Selbstachtung und des Respektes vor dem anderen sich natürlich ergab und daß diese Briefe, so aufrichtig sie oftmals scheinen und vermutlich gemeint waren, keine kunstlosen, spontanen Mitteilungen darstellen: wenigstens nicht in dem Sinne, daß einer der beiden Briefpartner jemals vergessen hätte, an wen er schrieb. Darin war dieses in der schriftlichen Mitteilung so geübte Zeitalter dem unseren ungeheuer voraus: unter Wahrung der Formen und der Sitte das Mögliche auf artige Weise zu sagen. Übrigens schwanken diese Briefe in dem Grad der Vertrautheit, den sie offenbaren, es scheint da Entwicklungen und Übergänge zu geben: anfänglich herrscht noch Distanz, gepaart mit dem aufrichtigen Entschluß und Bemühen, diese Distanz zu überwinden, dann gibt es eine Phase großer Nähe und äußerst fruchtbarer Zusammenarbeit, an die sie sich beide nicht ohne Wehmut und Sehnen, sie möchte noch einmal wiederkehren, erinnern, dann folgt die Periode von Schillers Umzug nach Weimar, in der viele der Briefe nur gleichsam Mitteilungen von Haus zu Haus sind, wobei es, gerade in der Endphase, auffällt, daß beide Dichter es zu einem bestimmten Zeitpunkt vorzogen, das, was sie gerade unter den Händen hatten – Schiller den Tell, Goethe die natürliche Tochter – ohne die Mitwirkung und das noch während der Schaffensphase erfolgende Urteil selbst dieses so sehr geschätzten Anderen fertigzustellen. Diese Entwicklung hin zu einer immer unerbittlicheren Autonomie im Hinblick auf den Schaffensprozeß scheint unabwendbar zu sein: ebenso wie zwei mächtige Bäume nur in einer gehörigen Entfernung voneinander die ganze Pracht

ihres Wuchses entfalten können. Bemerkenswert schien mir überdies die in literarischen Dingen so außerordentliche Urteilskraft Schillers: im Gegensatz zum konzilianteren, weil politischeren Goethe läßt er sich vom Erfolg nicht blenden und bleibt unter Wahrung der Höflichkeit und des Respektes konsequent in seiner Ablehnung der Stücke Ifflands, Kotzebues, Rousseaus, und wenn man bedenkt, was von jenen Schriftstellern geblieben ist, daß ihn die Geschichte also gerechtfertigt hat, so muß man ihn um dieses klaren Blickes willen bewundern. Als Goethe ihm einmal eine Auflistung der Besucherzahlen des Weimarer Theaters einer bestimmten Woche schickt, nimmt er die im Vergleich zu den populären Dramatikern nur eher mittleren bis niedrigen und sogar sinkenden Besucherzahlen an den Tagen, an denen Stücke von Schiller gespielt werden und vor allem, wenn dasselbe Stück wiederholt wurde, zum Anlaß, einen diskreten Hinweis mitzuschicken, ob der Dichter sich nicht etwas mehr dem allgemeinen Bedürfnis der Zeit anpassen und also etwas mehr *für* das Publikum als gegen dieses zu schreiben versuchen wolle – was man so sagt, wenn es bei einem selber auch ein wenig damit hapert. Schiller, nicht bereit sich zu belügen, war aufrichtig zerknirscht, gab alles zu, aber am Ende desselben Passus, wenn ich nicht irre, und jedenfalls im selben Brief kam das bescheiden-trotzige Dementi: Ich kann nicht anders, ich kann nicht unter meinem Niveau schreiben; ich muß es also hinnehmen und schlucken können, wenn Andere, Unwürdigere weitaus erfolgreicher sind als ich. Und wer hätte das Herz, ihn für diese Großmütigkeit zu tadeln, vor allem, wenn man den Tadler dazu verurteilte, die beliebtesten Stücke jener Zeit allesamt hintereinanderwegzulesen? Eine kleine Niedrigkeit, über die Goethe zwar hinwegging, weil sich die meisten anderen Leute in jener Hinsicht wohl auch nicht anders verhalten haben, die ihn aber doch geschmerzt hat, zumal er sich einem Dritten gegenüber einstmals bitter über Schillers ‚Härte und Grausamkeit‘ beklagte (und welches Beispiel kann Schiller denn gegeben haben, als der Stubengelehrte, der er gewesen sein soll?), eine kleine unschöne Niedrigkeit, die durch ihre unerbittliche Konsequenz in einen unangenehmen Zug gesteigert erscheint, ist das beharrliche Ignorieren der Christiane Vulpius von seiten Schillers. Man möchte annehmen, daß sich Goethe von diesem kongenialen Geist, dem sich mitzuteilen ihm Bedürfnis wurde, mehr Verständnis, wenn nicht gar heimliche Anteilnahme und Sympathie gewünscht hätte. Oder wenigstens etwas konziliante Weltläufigkeit anstatt Philistertum aus Karriereskrupeln. Es gibt nicht ein einziges Mal auf diesen vielen Hundert Seiten einen Gruß an Goethes Geliebte (vielleicht wußte er nicht, wie er sie dezent nennen sollte?), hingegen unzählige von Goethe an Schillers Frau, und nur einmal – einmal – eine verhalten formulierte Erkundigung aus Anlaß einer Niederkunft, aber mehr im Hinblick auf Goethe und das ‚glückliche Ereignis in seinem Haus‘ als auf die Niederkommende gesehen. Ansonsten: nichts, und wenn man bedenkt, daß Schiller mehrfach bei Goethe zu Gast war, auch in dessen Haus gewohnt hat und also vom Hausgeist versorgt wurde, vor allem aber, daß während einer schweren Krankheit Charlottes ihr kleiner Sohn Walter in Christianes Obhut war – – man wundert sich und findet es recht schnöde. Zumindest wünscht man sich, daß es wenigstens einen mündlichen Dank gegeben haben möge, oder irgendwelche Briefe, die verschwunden oder vernichtet worden sind ... Das Leben zeigt widersprüchliche, schwankende Menschen, und ihre Züge sind selten wirklich schön und nicht entstellt durch

irgend etwas Kleines und Gemeines – und das gilt für alle, alle ohne Ausnahme – aber der Leser, betört durch das Hohe, das Edle und das Reine, möchte, daß das Schöne der Kunst auf ihre Urheber zurückstrahlt und sie zu besseren Inkarnationen ihrer selbst verklärt. Vielleicht sollte man authentische Briefe, es sei denn, man ist Archivarius und muß es also aus beruflichen Gründen tun, nicht gar zu aufmerksam und genau lesen, nicht einmal die von Goethe und Schiller.